

Familienblätter.

Sonntags = Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 41.

Posen, den 10. Oktober.

1880.

Georg Fields Reise und ihre Folgen.

Novelle, dem Englischen nachgezählt von J. Waltern.

(Fortsetzung.)

Georg Fields erzählte die ganze Begebenheit von Anfang bis zu Ende, sein Freund lauschte der Erzählung mit tiefem Ernste.

„Die Geschichte sieht wirklich wie Mord aus“, begann der Andere, „sei aber nicht erschrocken, armer Junge, für Dich ist nicht die geringste Ursache zu Besorgniß vorhanden. Wir haben jetzt zuerst die Verpflichtung, nach der Dame und dem Manne, welcher sie in den Zug brachte, zu forschen, da ist in erster Linie der Kutscher und der Eigenthümer des Wagens zu befragen, welcher sie an die Bahn brachte; ich werde alle nöthigen Schritte thun, aber Du mußt auch einen Juristen als Beistand haben. Brockberg in Manchester ist der Mann dazu, wie er gleich an ihn telegraphiren; bis fünf Uhr kann er hier sein.“

„Wie gut Du bist“, rief der Andere aus.

„Ich bin ein praktischer Weltmann, das ist die ganze Geschichte“, erwiderte der Vikar ablehnend. „Es giebt nun wirklich Menschen, welche sich einbilden, daß ein Geistlicher nicht praktisch sein dürfe, und doch steht in der Bibel, daß wir klug wie die Schlangen sein sollen.“ Mr. Levorthy that, wie er gesagt, er benachrichtigte den Advokaten von Manchester, er sprach mit der Polizei und mit dem Arzte; ein Beamter der Polizei ging nach Manchester, um mit dem Eigenthümer der Karte, welche Fields von dem Fremden eingehändig worden war, zu sprechen, und überhaupt so viel Nachforschungen zu halten, als sich in diesen wenigen Stunden noch thun ließ.

Das Verhör wurde im ersten Hotel von Milledale gehalten, der große Speisesaal diente in solchen Fällen zum Gerichtsortale. Dort fand sich zum erstenmale in seinem Leben der Geistliche von St. Philemon, Süd-Kensington, einer englischen Jury und einem Staatsanwalt gegenüber.

Mr. Hargrave, der Arzt, erklärte, daß die Verstorbene (Name unbekannt) an den Folgen einer starken Dosis Laudanum gestorben sei. Die Farbe des Gesichts, der Geruch der Lippen, die ganz ungewöhnliche Kälte des Körpers zeugten ganz deutlich, welcher Art das Gift gewesen sei. Das Fläschchen, welches bei dem Gefangenen gefunden wurde, enthalte ebenfalls Laudanum.

Große Sensation!

Der Schaffner und Stations-Chef erzählten wortgetreu Alles, was seit der Ankunft der Todten sich ereignet hatte. Beide bezeichneten den Angeklagten als furchtbar aufgereggt.

Nun kam der Konstabler, welcher nach Manchester gesendet worden, an die Reihe.

Er hatte Mr. Elsdon zu Hause gefunden. Es war ein Mann von sechzig Jahren mit ergrautem Haar, dem Fremden, wie ihn Fields beschrieben, durchaus unähnlich, auch konnte er über denselben, welcher so schamlos seine Karte mißbraucht hatte, durchaus nicht die geringste Auskunft ertheilen. Sodann war der Konstabler auch noch zu verschiedenen Cablutschern gegangen, um dort nachzufragen, aber keiner wollte auch nur das Geringste von einem Herrn und einer kranken Dame wissen; die kurz zugemessene Zeit hatte ihm nicht mehr erlaubt, in die Apotheken und zu den Drogisten zu gehen, um wegen des Giftes nachzufragen.

Es schien also kein guter Stern über des armen Pfarrers Angelegenheit zu leuchten. Der Vikar war der Einzige, welcher durch sein Zeugniß und durch das Ansehen, in welchem er stand, die Wage etwas auf Fields Seite steigen machte. Er wurde gefragt, wann ihn sein Freund verlassen und ob derselbe Bekannte in Manchester habe.

Die Antwort lautete, „daß Manchester etwa sieben Meilen

von des Vikars Wohnsiß entfernt sei, und da habe sich sein Freund noch Vormittags auf die Bahn begeben; obwohl er dort keine Bekannte besitze, so habe er diesen Ausflug unternommen, um die große Kathedrale sowie die berühmte Bibliothek zu besichtigen.“

„Und wo wollt er zu Mittag essen?“

„Er sprach davon, dies in einer der vielen Restaurationen in Manchester zu thun.“

Nach Vernehmung dieses Zeugen wurde die weitere Untersuchung auf einige Tage verschoben.

Ehe der Vikar wieder fortging, erbot er sich eine Kautton für den Freund zu erlegen und bat, denselben bis zu dem neuen Verhör in Freiheit zu setzen; dies wurde jedoch nicht angenommen; das Einzige, was er erreichen konnte, war die Bewilligung, daß Fields zu gewissen Stunden seine Freunde sehen, und daß er seine Mahlzeiten aus einem Gasthause erhalten dürfe.

Der arme Gefangene war begreiflicherweise nicht heiter gestimmt, als er seine düstere Zelle im Gefängniß wieder betrat. Der Vikar verhielt sich schweigend.

„Was denkst Du über die Sache?“ frug ihn sein Freund.

„Ich denke, daß ich jetzt zwei bis drei Tage alle Hände voll zu thun haben werde, um dieser geheimnißvollen Sache auf den Grund zu kommen; meine geistlichen Pflichten muß ich für einige Tage dem Hilfskaplan überlassen, denn ich bin fest entschlossen, Manchester nicht zu verlassen.“

„Wirst Du die Polizei zu Hilfe nehmen?“

„Natürlich werde ich das thun, und ich werde keinen Augenblick Ruhe geben, denn die Sache steht sehr gefährlich. Mein ganzes Vermögen gäbe ich darum, Dich jenseits des Meeres zu wissen.“

Georg Fields vertrauen zu dem alten Freunde seines Vaters war unbeschränkt. Er hatte gesehen, daß der Vikar durch seine Energie und Willenszähigkeit schon Dinge zu Stande gebracht welche einen Anderen erschreckt haben würden und scheinbar unübersteigliche Hindernisse boten. Beide Herren aßen mitsammen zu Mittag, und Mr. Levorthy that dies so ruhig und seine Konversation war so humoristisch und anregend, daß Georg Fields, hätte er nicht die Kerkermauern gesehen, welche ihn umgaben, sich in den eleganten Räumen eines Szimmers glauben konnte. Er nahm später Abschied von diesem Freunde in der Noth, weil derselbe um 9 Uhr nach Manchester wollte. Als der Gefangene wieder allein war, legte er sich auf das Strohlager, als ob es sein gewohntes Bett sei, die verschiedenen Emotionen des Tages hatten ihn so ermüdet, daß er in einen schnellen und tiefen Schlaf verfiel. Als er nach Mitternacht aufwachte, fiel es ihm schwer auf's Herz, daß er seinen Freund mehrere Tage nicht sehen sollte, da Mr. Levorthy ihm gesagt, wie er nun jede Stunde der kommenden Tage zu Nachforschungen benutzen müsse, um den Mann zu entdecken, welcher Mr. Elsdon's Karte so fälschlich gemißbraucht hatte.

Am nächsten Morgen erwartete den Gefangenen eine große Ueberraschung; der Gefangenwärter trat ein und meldete, daß eine Dame ihn zu sprechen wünsche.

„Dies muß ein Mißverständniß sein“, entgegnete Georg, „ich habe gar keine Damenbekanntschaften, wenigstens nicht in dieser Stadt. Lassen Sie mich, ich bitte Sie, lieber Mann, doch nicht die Beute von Neugierigen werden, welche von der unglücklichen Geschichte gehört haben und nun den verdächtigen Mörder zu sehen wünschen.“

„Die Dame hat die Erlaubniß des Richters, mein Herr, und die Sache ist vollkommen in Ordnung“, entgegnete der Wärter, „sie ist ohne Zweifel eine Verwandte von Ihnen.“ Dabei trat der Mann an die Thür und öffnete dieselbe, er hörte einen raschen, leichten Schritt, den er so wohl kannte, und eine ältere Dame mit grauen Haaren trat rasch herein und legte ihre Arme um des Gefangenen Nacken.

„Mutter, meine Mutter“, rief der Geisliche, „wie konntest Du so etwas thun?“

„Wie hätte ich nicht so handeln sollen?“ entgegnete die Dame, heldenmüthig bekräftigt, so ruhig und sorglos wie möglich auszusprechen. „Hast Du wirklich gedacht, daß ich, nach Deinem Briefe, noch eine Stunde in London bleiben würde? Derselbe wurde um sieben Uhr vom Postamt gebracht, um halb acht Uhr hatte Jane meine kleine Reisetasche gepackt, Sophia war fortgeeilt, um einen Wagen zu holen, die guten Mädchen sind so besorgt um Dich und mich. Ich kam um elf Uhr in Exton an und konnte fünfzehn Minuten später schon in den Zug steigen, welcher hierher führt. Angeworren, ging ich in das nächste Hotel, das Zimmermädchen erzählte mir, daß Du aus diesem Gasthause Dein Mittagessen erhalten hättest, das machte mich schon ganz vertraut mit demselben.“

Es war eine Freude, die alte Dame zu sehen, wie sie so wacker und muthig aussah und sprach und ihren Sohn mit so tröstlichen und hoffnungsvollen Blicken betrachtete. Georg Fields wäre einer solchen Mutter nicht würdig gewesen, wenn er sich nicht ihr in Ertragung seines Schicksals ebenbürtig gezeigt hätte. Sie saßen dicht beieinander auf der elenden Bank des Gefängnisses und er erzählte ihr Alles, was, seitdem er den Brief geschrieben, vorgefallen war und wie gütig und hülfbereit sich der alte Freund seines Vaters benommen habe, wie mit Gottes Hülfe vielleicht noch Alles gut enden würde.

III.

Mr. Levorthy in Manchester.

Während Georg Fields mit seiner Mutter plauderte, schritt der Vikar durch die Straßen von Manchester mit dem festen Entschluß, die Vorgeschichte des todtten Weibes an's Licht zu ziehen. Wer und was sie gewesen, ob sie zufällig gestorben oder gemordet worden sei und aus welchem Grunde, wer durch ihren Tod gewinnen konnte und den Mord verübt haben mochte dies alles herauszubringen, — war der würdige alte Herr fest entschlossen.

Mr. Levorthy hatte das Glück, von fast allen Leuten in Manchester gekannt zu sein, und auch Alle zu kennen. Die Polizei kannte ihn, die Gerichtspersonen ebenfalls, denn wie oft war er in der Lage, denselben Auskunft zu ertheilen, aber in dieser Angelegenheit beschloß er seiner eignen Klugheit zu vertrauen und selbstständig zu handeln; der Advokat des Gefangenen mochte mit der Polizei konferiren.

Sein erster Besuch galt dem Bureau einer Zeitung, in welche er folgende Anfrage setzen ließ:

„Seit dem 30. November wird eine junge Dame vermißt, welche, als sie zuletzt gesehen wurde, einen gestreiften Tartanshawl und einen braunen Hut mit blauem Schleier trug. Jede Auskunft über dieselbe wird dankbar und gegen gute Belohnung angenommen in dem Bureau des Herrn Anwalts Brockbank, Deensgate.“ —

Mr. Levorthy's nächster Besuch galt Mr. Elsdon, Briargate.

„Der Mann, welcher die Karte abgab, muß doch in diesem Hause bekannt sein“, überlegte der Vikar bei sich selbst; „auf der Straße lieft man gerade keine Visitenkarte auf, der wahre Mr. Elsdon muß mir Auskunft geben.“

Er fand in dem gedachten Herrn einen ältlichen, etwas steifen und sich seiner Würde bewußten Mann, welcher ihn zwar recht höflich empfing, aber ungern von seinem Pulse aufstand, um Rede und Antwort zu ertheilen. Er hatte auch schon von der Geschichte gehört, man hatte ja deswegen bei ihm Nachfrage gehalten, aber er war gänzlich außer Stande eine Auskunft zu ertheilen.

„Aber, wie in aller Welt kommt der Mensch zu Ihrer Karte?“ rief der Vikar, „er muß sie doch irgendwo stibitz haben, fällt Ihnen gar keine Vermuthung bei? Es ist jedenfalls doch ein Bekannter von Ihnen.“

Herrn Elsdon's Augenbrauen zogen sich ein Beträchtliches in die Höhe. „Ich pflege just nicht mit Mördern umzugehen“, sagte er in kaisem Tone.

„Natürlich pflegen wir das nicht zu thun“, entgegnete der Vikar ruhig, „aber es kann doch Ausnahmefälle geben. Mein Freund beschreibt den jungen Mann als vornehm aussehend und gut gekleidet, hübsch und interessant, blaß, mit dunklen Augen, braunem Bärtchen, so ungefähr, was man ein poetisches Gesicht nennt.“

Der Kaufmann schien nachzusinnen, dann seufzte er, rieb seine glatte Stirn und den gewölbten kahlen Scheitel, auf welchem in den letzten fünfundsanzig Jahren kein Haar mehr gewachsen war.

„Ich mische mich nicht gern in Sachen, welche mich nichts angehen“, stöhnte er endlich widerwillig. „Man kommt dabei nur in Unannehmlichkeiten.“

„Als ein Christ und als ein ehrlicher Mann“, entgegnete der Geisliche, „sind Sie verpflichtet, nichts zu verschweigen, was einen Unschuldigen retten kann.“

„Aber wie kann ich wissen, ob das, was mir eben beifällt, Wahrheit ist? Ebenso gut könnte es einen anderen Unschuldigen in's Unglück stürzen. — Ich weiß übrigens so gut wie nichts, nur fiel mir eben bei, daß Ihre Beschreibung auf einen jungen Mann Namens Foy passen möchte, welcher vor drei Jahren bei mir angestellt war.“

„Welchen Charakter hatte derselbe?“

„O, einen vorzüglichen. Er verließ mich aus eigenem Antriebe, weil er sich verbessern wollte. Ich war vollkommen mit ihm zufrieden, er ist ein sehr talentvoller junger Mann, in den Sprachen sehr bewandert und verließ mich, um als Korrespondent zu Biblee und Umbleton zu gehen, welche ihm zweihundert Pfund des Jahres bezahlen. Er besorgt alle Geschäfte mit dem spanischen Amerika, und das war gerade, was das Haus wollte, es fehlte ihnen ein Angestellter, welcher gut französisch und spanisch sprach.“

„Glauben Sie, daß er noch dort im Geschäft ist?“

„Ich habe noch nicht das Gegentheil gehört.“

„Ist dieser Herr von hier, hat er noch Anverwandte in Manchester?“

„Nein, er ist ganz allein; ich denke, er stammt aus Frankreich. Er pflegte zu behaupten, daß er von dem berühmten Gaston de Voix abstamme.“

„Ich wäre Ihnen sehr dankbar, mein Herr, wenn Sie mir noch weitere Auskunft über den Herrn geben würden.“

„Weiter kann ich Ihnen wirklich nichts sagen, denn meine Bekanntschaft mit ihm ist nie weiter gegangen, als es für das Geschäft nöthig war. Er war sehr regelmäßig in seinen Geschäften, und gab mir alle Ursache zu glauben, daß er in guten Verhältnissen sei. Er hatte mir bei seinem Eintritt einen Empfehlungsbrief von einem der ersten Lyoner Häuser gebracht, mit welchem ich in Verbindung stehe, und ich engagirte ihn auf Grund dieses Briefes.“

„Und wo wohnte er hier, während er bei Ihnen angestellt war?“ fragte der unermüdlige Vikar.

„Das kann ich Ihnen gleich sagen“, entgegnete der Kaufmann, nahm ein elfenbeinernes Mundstück an die Lippen und murmelte einige Worte in das Guttapercha-Rohr.

Einige Minuten darauf trat ein Komptorist in das Zimmer und legte mit stummer Verbeugung einen Bettel auf den Schreibtisch. Mr. Elsdon gab denselben an Mr. Levorthy und sagte: „Hier ist die Adresse, mein Herr, der junge Mann war an zwei Jahre bei mir und stets in derselben Wohnung, das spricht für seine Regelmäßigkeit.“

„Ohne Zweifel, nach Allem ist Mr. Foy eine höchst ehrenwerthe Persönlichkeit. Allein ich habe mir vorgesezt den dunkeläugigen, blaffen jungen Mann, welcher meinem Freunde Ihre Karte gab, aufzufinden, und sollte ich denselben in Mr. Foy's Schuhren treffen, so werde ich ihn an den Galgen bringen, wohin er zu gehören scheint!“

Nach dieser, freilich etwas unchristlichen Rede verließ der Vikar Herrn Elsdon's Bureau.

IV.

Das Geheimniß der Rosen-Villa.

Mr. Levorthy's nächster Gang war zu Biblee und Umbleton. Hier trat er schon mit einiger Vorsicht auf. Er begehrte den Buchhalter zu sprechen, und theilte diesem Herrn mit, daß er ein Anliegen an dessen Gefälligkeit habe. Er bedürfe eines Briefes an einen Korrespondenten in Cadix, und er hätte in ganz Manchester Niemand gefunden, welcher so gut Spanisch verstehe, um solchen Brief zu schreiben; da die Benachrichtigung privatim sein solle, so

könne er dieselbe weder englisch noch französisch abfassen. Da er nun gehört, daß einer der Angestellten, Mr. Foy mit Namen, ganz ausgezeichnet in der spanischen Sprache sei, so wäre er gekommen, genannten Herrn um diesen Dienst zu ersuchen.

„Sie sind vollkommen gut unterrichtet, mein Herr“, entgegnete der Buchhalter, „Mr. Foy kann übrigens auch Portugiesisch und Italienisch, er ist ein vollkommenes Sprachgenie. Wie gut trifft es sich, daß sie heute gekommen sind, morgen würde er nicht mehr hier gewesen sein.“

„Wie, er verläßt Sie?“
„Nur für kurze Zeit, Hr. Foy wird nämlich morgen getraut, er heirathet die jüngste Tochter unseres Kompagnons, Miß Umbleton.“

„Was, er vermählt sich morgen? Da kann man ja gratuliren; war es ein schon lange dauerndes Verhältniß?“

„Seit anderhalb Jahren, denn der Vater war im Anfange sehr gegen diese Verlobung, er hatte höhere Pläne für seine Tochter. Aber nach und nach sah er ein, welch vortrefflicher Kaufmann der junge Mann sein würde, zudem ist derselbe sehr lebenswürdig und talentvoll, und seiner musikalischen Fähigkeiten halber in der Gesellschaft ungemein gefeiert — er würde in den ersten Häusern der Stadt ein willkommenes Bewerber gewesen sein, und so gab unser Kompagnon endlich nach und morgen soll die Hochzeit sein.“

„Könnte ich den Herrn nicht einige Minuten sehen und sprechen? Ich werde ihn gewiß nicht lange aufhalten.“

„Gewiß, mein Herr, er wird Ihnen sehr gern den Dienst leisten“, entgegnete der Buchhalter, welcher den Vikar kannte und sehr gut wußte, daß derselbe eine der populärsten Erscheinungen auf zwanzig Meilen in der Runde war.

Er ging also gleich fort, den Genannten zu holen und kam mit diesem, wie es den Schein hatte, so ausgezeichneten jungen Mann zurück. Der Pfarrer war ein zuverlässiger Beurtheiler von Charakteren. Sieben Jahre lang war er Prediger und Seelforger in einem der gefürchtetsten und volkreichsten Londoner Viertel gewesen, er hatte ein scharfes Auge für den Verbrecher bekommen, und sein erster Blick auf Mr. Foy bestätigte ihm, daß er einen solchen vor sich habe; denn hinter dessen feinen Manieren und dem lebenswürdigen Lächeln, was ihm eigen war, so wie dem gedämpften Tone seiner Stimme erkannte er den elenden Burschen, welcher fähig gewesen war, sein sterbendes Opfer auf die Eisenbahn zu bringen und einen Unschuldigen mit einer Schuld zu beladen.

Georg Fielbs hatte den Fremden so ausführlich beschrieben, daß der Vikar auch augenblicklich dessen äußere Erscheinung erkannte; daß dieser Mann so ruhig und glücklich schien, bekremdete den Pfarrer keineswegs. Solch einem Menschen war Verstellung zur zweiten Natur geworden.

Der Vikar theilte Mr. Foy sein Anliegen mit, und setzte sich an einen Schreibtisch, um den Inhalt des geforderten Briefes aufzuschreiben, doch, nachdem er einige Zeilen auf das Papier geworfen, schien er sich auf etwas zu besinnen und sagte, daß er, ohne nochmals einen Brief nachzusehen, welchen er ungeschickter Weise zu Hause gelassen, unmöglich weiter schreiben könne, ob Mr. Foy vielleicht die große Güte und Gefälligkeit haben wolle, diesen Abend in sein Hotel zu kommen, woselbst er seine Zeit nur für eine Viertelstunde in Anspruch nehmen wolle, und selbstverständlich zu jeder Vergütung der Arbeit im höchsten Maßstabe bereit sei.

Mr. Foy sah ihn mit einem seltsamen, mißtrauischen Blicke an.

„Meine Zeit gehört nicht mehr mir“, sagte er sodann. „Senden Sie mir Ihren Brief und ich will denselben hier in's Spanische übersetzen, aber es ist mir unmöglich, heute Abend noch in Ihr Hotel zu gehen.“

Dies wurde in einem so dezidierten Tone gesagt, welcher jede Widerrede ausschloß.

„Er ist nicht der Mann in irgend eine Falle zu gehen“, dachte der Vikar bei sich selbst.

„Ich werde mir also erlauben, den Brief diesen Abend in Ihre Privatwohnung zu senden“, sagte der Vikar.

„Nein, bitte, senden Sie denselben hieher, denn ich wohne eine ziemliche Strecke von Manchester entfernt.“

Mr. Levorthy sagte zu, wünschte Mr. Foy einen guten Morgen und ging weiter. Nach zehn Minuten wendete er um und ging wieder in das Handlungshaus zurück, traf auch gerade auf den Buchhalter, welchen er zuerst gesprochen, bat um Ent-

schuldigung, ihn abermals zu stören und sagte: „Ich wünschte doch Mr. Foy's Adresse zu haben, denn es könnte sein, daß mein Brief nicht vor Abend fertig wird.“

„Sehr gern, Sir, Mr. Foy wohnt in Parminter, Rosen-Villa, oder besser Rosenhäuschen, denn es ist ein sehr bescheidenes Heim, wie der junge Mann sagt.“

„Ich danke Ihnen, jetzt bin ich für alle Fälle sicher, daß mein Brief ihn treffen wird. Guten Morgen, mein Herr.“ Der Buchhalter wünschte ein Gleiches und dachte bei sich, welch ein peinlicher und umständlicher Mann der Geißliche sei.

Parminter ist ein sehr ländliches Dörfchen, sechs Meilen von Manchester. Es lag durchaus nicht in dem Rayon, wo die Bewohner dieser Handelsstadt ihre Sommerwohnungen zu haben pflegten; da waren weder schwere gothische Gebäude, noch graziose italienische Villen; Keiner aus der großen Handelswelt hatte Parminter zum Sommerstiz erlesen. Das Dorf war nichts als ein Dorf, Bauern und Tagelöhner-Hütten, einige bessere Pächtershäuser, und ein halb Duzend Wohnungen für die bessere Bevölkerung, daraus bestand das Ganze.

Unter den Letzteren befand sich die Rosen-Villa, ein schmales kleines Häuschen mit weißen Mauern, welche mit Rosen und wildem Wein überzogen waren, von dem man aber jetzt in dieser winterlichen Zeit nur die Ranken erblickte. Der kleine Garten daran sah etwas vernachlässigt aus. Alles dies überblickte Mr. Levorthy, als er die Hausglocke zog.

Er schellte ein, zwei und drei Mal, aber das Häuschen schien ausgestorben, kein Mensch gab Antwort oder öffnete die Thür. Der Vikar ging um das Gebäude herum, auch auf der anderen Seite war ein kleiner Garten, von einem menschlichen Geschöpfe aber keine Spur.

„Wie mir scheint, wohnt mein junger Mann allein und ist sein eigener Haushalter“, dachte Levorthy und ging mißmuthig weiter, als ein kleines, dürftig gekleidetes Mädchen, welches einen Bierkrug in der Hand hielt, ihm nachgetrippelt kam und ihn fragte, ob er es gewesen sei, welcher soeben an der Villa geschellt habe.

Der Vikar bejahte die Frage, und der Kleinen zulächelnd, denn er liebte Kinder über Alles, fügte er hinzu: „Ich bin recht froh, Dich getroffen zu haben, mein Kind, erzähle mir Alles, was Du über die Rosen-Villa und ihre Bewohner weißt, und eine halbe Krone soll Dein Lohn sein.“

Das Mädchen sah ihn mit weitgeöffneten Augen an, sie hatte in ihrem ganzen Leben keine halbe Krone besessen, und hielt eine solche für einen unermesslichen Schatz. Ihr Vater zählte seinen Tagelohn nach dieser Münze, und es waren derer nicht viele, die er in der Woche erhielt.

„Mr. Foy lebte hier mit seiner Schwester“, sagte die Kleine unbefangen, „aber sie haben das Haus verlassen.“

„So, sie haben es verlassen, und wann geschah dies?“

„Besten Montag, mein Herr, die arme Dame war so sehr krank, und er brachte sie in einem Wagen fort.“

„Und seitdem ist Mr. Foy nicht mehr wiedergekommen?“

„Nein, mein Herr, er verließ das Haus für immer und er hat meiner Mutter den Schlüssel gegeben, und der Agent wird nächste Woche kommen, um das Haus zu putzen zu lassen und wieder zu vermietthen. Es ist ganz möblirt und soll auch wieder so vermietthen werden.“

„Lebten sie ganz allein, hatten sie kein Dienstmädchen?“

„Nein Herr, meine Mutter versah den Dienst. Sie kam jeden Tag zweimal, um nachzusehen, ob die Herrschaft etwas brauche; Mutter ist sehr betrübt, daß sie fort sind, es war ein guter Verdienst und die Dame war sehr freundlich und freigebig.“

„Wie lange wohnten sie hier?“

„Beinahe ein Jahr, Sir.“

„Und die Dame war also Mr. Foy's Schwester?“

„Ja, Sir.“ — Dabei sah die Kleine sorgenvoll auf ihren Krug. „Wenn Sie erlauben würden, mein Herr, der Vater wird sonst böse.“

„Geh' mein Kind, aber sage mir, wo Du wohnst, ich möchte mit Deiner Mutter sprechen.“

Die Kleine zeigte auf ein Häuschen, das lezte im Dörfchen, und eilte leichtfüßig davon.

(Fortsetzung folgt.)

* **Ein noch ungedruckter Brief Lenau's.** Der „Schwab. Merk.“ veröffentlicht einige noch ungedruckte Briefe deutscher Dichter, von Hölderlein, Mathen, Waiblingen und Lenau, von welchen der letztere bekannter Dichters für uns wohl der interessanteste ist. Der Brief ist aus Wien an Georg v. Reinbeck, württembergischen Hofrath und Gymnasial-Direktor in Stuttgart, gestorben 1849, gerichtet. Lenau war mit ihm auf das Innigste befreundet. In seinem Hause zu Stuttgart, jetzt Nr. 10 Friedrichstraße, sprang Lenau, nachdem sich bei ihm die ersten Spuren von Geisteskrankheit gezeigt hatten, von einem Fenster des zweiten Stockwerkes auf die Straße hinab. Das Denkmal, von welchem in dem Briefe die Rede, ist das Schiller-Denkmal in Stuttgart von Thorwaldsen. Der Brief lautet:

„Wien, 5. Mai 35.

Lieber Freund!

Ich habe die Hofrätin Kleyle schillerisch gestupft; die Hofrätin Kleyle hat den Erzherzog Karl schillerisch gerupft, und der Erzherzog Karl hat höchst großmüthig 400 f. C. M. für das Denkmal bestimmt. Das ist sehr ehrenvoll und wird Nachahmung finden. Die Hofrätin hat mir den glücklichen Erfolg ihrer Verwendung neulich mit größter Freude erzählt, als ich zum Mittagessen bei ihr in Penzing war. Der Erzherzog Karl ist ein großer Ehrenmann, das beweist er bei jeder Gelegenheit. Ferner hat auf Betrieb dieser guten Frau der General Graf Grün (— wohl Grüne? —) 40 f. C. M., der Hofrath Kleyle 10 f. C. M. gegeben. Ueberdies hat sie mit dem lebenswürdigen Eifer eine Subskription eröffnet, auf deren Wege gewiß eine namhafte Summe zusammenkommen wird. Ich bin voll Freude, Dir solche Nachrichten geben zu können. Die Gelder werden durch Arnstein & Geleses an die Stuttgarter Hofbank angewiesen werden. — Mit meiner Gesundheit geht es recht gut. Nächsten Samstag, den 9. d. M., zieh' ich nach Hütteldorf, wo ich ein allerliebtestes Zimmer gefunden habe, mit der Aussicht in einen schönen Park, der sich unmittelbar in die herrlichsten Wälder verliert. Da hoffe ich, eine gute Ausbeute an Gedichten zu machen, so daß ich in dieser Ueberzeugung dem Schwab für den Musen-Almanach einen größeren Beitrag zugesichert, darunter auch Mischka! — Ich wollte dadurch Schwab und Chamisso einen Beweis liefern, wie ferne ich von aller Opposition und Mißgunst bin gegen den Musen-Almanach. Wenn ich ein gutes Stück Faust für meinen nächstjährigen Frühlings-Almanach zusammenbringe, so brauche ich ohnehin keine kleineren Gedichte dazu. Das Wetter bei uns ist herrlich. Ich kann den Samstag kaum erwarten. Wäre mein Hütteldorfer Zimmer ausgemalt und eingerichtet, so wäre ich schon draußen. Ein Exemplar meines Almanach hab' ich erhalten. Ich bin ganz zufrieden damit. Ich danke Dir, theurer Freund, für Deine Sorgfalt in dieser Angelegenheit, wie auch meinem Freund Pfizer. Mit Gerold wird nichts zu machen sein. Er beschränkt seinen Verlag mehr auf wissenschaftliche Werke. — Lebe wohl, mein lieber guter Reinbeck.

Von Herzen

Dein Niemi sch.

Grüße Mayer schönstens. Aus den Wäldern werd' ich dem lieben Waldvogel auch Eins zupfeifen.“

* **Zu der Gemäldegalerie der Königl. Museen in Berlin,** deren östliche Hälfte seit der Herstellung der beiden neu eingerichteten Oberlichtsäle dem Publikum wieder im vollen Umfange zugänglich ist, haben in letzter Zeit verschiedene bemerkenswerthe neue Erwerbungen ihren Platz gefunden. Nicht an der Eingangsthür zu dem ersten jener beiden Räume begegnet der Besucher dem bisher der Sammlung des Marchese Gino Capponi zugehörigen Brustbild der „Maria mit dem Kinde“ von Dürer, das allerdings nicht zu den glücklichsten Schöpfungen des Künstlers zählt und überdies durch eine frühere Restauration merklich gelitten hat, aber doch für die Berliner Galerie, die eine wirklich echte Arbeit des Meisters bis jetzt nicht besaß, schon als solche ein erhöhtes Interesse gewinnt. Von größtem künstlerischen Werth ist dagegen die kleine, in einem der Suermondt-Kabinete ausgestellt, ziemlich weit durchgeführte Skizze einer „Beweinung Christi“ von Rubens. Den auf weiße Lächer hingestreckten Leichnam des Gekreuzigten, hinter welchem Maria und Magdalena mit klagernder Geberde dastehen, in vollem Licht von dem dunklen Fond abhebend, imponirt das Bild bei vorzüglicher Erhaltung ebenso durch die Kraft und Feinheit des leuchtenden Kolorits wie durch die vollendete Noblesse der Zeichnung und des Ausdrucks. Nicht minder auserlesene Arbeiten sind sodann die beiden an derselben Wand placirten Arbeiten von Adrian van Ostade, das kleine, mit größter Delikatesse im Detail behandelte und durch seinen Schmelz der klargestimmten Farbe ausgezeichnete Bild eines nachdenklich die Flüssigkeit in der hochgehaltenen Flasche betrachtenden „Arztes im Studirzimmer“ aus dem Jahre 1665, das den Maler in einer bisher in der Galerie noch nicht vertretenen Periode seines Schaffens repräsentirt, und das etwa zwanzig Jahre ältere, zu den besten derartigen Schöpfungen des Künstlers zählende große Interieur mit einer luftigen „Bauergesellschaft“ von köstlich humoristischer Auffassung im Vordergrund des meisterhaft vertieften Raumes, in dessen klarem und warmem Halbdunkel weiter zurück noch einige andere, in ihrer charakteristischen Bewegung eben so trefflich beobachtete Figuren sichtbar werden. Dasselbe Kabinett hat ferner noch ein lebensfrisches Brustbild einer behäbigen jungen Frau in schwarzem Kleide, mit weißem Häubchen und Rundtragen von Franz Hals, dem in Berlin besonders reich vertretenen Meister und die als charakteristische Jugendarbeit des Künstlers interessante Figur einer in prächtiger Gewandung in ihrem mit Waffen und Büchern ausgestatteten Gemach dasitzenden, wohl als Minerva gedachten jungen Frau von Rembrandt aufgenommen, die gleich jenem Portrait bereits früher sich im Besitz der Galerie befand, aber erst neuerdings nach gründlicher Restauration zur Auffstellung gelangte. In dem an die Suermondt-Kabinete anstoßenden Oberlichtsaal endlich präsentirt sich die neueste Erwerbung: das Kniestück eines jungen, kaum dem Knabenalter entwachsenen vornehmen Italieners in rothem Gewande mit darüber geworfenem schwarzem Ordensmantel, das seinen Autor, den Florentiner Francesco Salviati, von einer überraschend günstigen Seite zeigt. Bei kleinstem Maßstab, der es an sich schon zu einer Seltenheit macht, überragt das gebiegen durchgeführte Bild an künstlerischer Bedeutung bei weitem die große Masse der gleichzeitigen Produktion und erscheint in der noblen Haltung des Dargestellten und in dem mit scharfem Blick beobachteten, von einem leisen Zug von Müdigkeit angehauchten Ausdruck des großäugigen Kopfes als ein in jedem Betracht treffliches und fesselndes Meisterwerk der Portraitmalerei.

* **Gold- u. Silberwährung im alten Rom.** In der gegenwärtigen Zeit ist es nicht ohne Interesse, von einem klassischen Zeugen, Mommsen, zu hören, in welcher Weise sich im alten Rom die Währungsfrage gestaltete. Mommsen (Röm. Gesch. I, 3, Cap. XII) erzählt, daß Rom seine Silbermünzen (von 229 v. Chr. ab) allmählig über das ganze unterworfenen Land verbreitete, auch bis „in die nördlichen Barbarenlandschaften.“ In die Alpengehenden, das ganze Rhonegebiet hinaus und in die illyrischen Alpen bis hinein in das heutige Steierbürgen. Auf die östliche Hälfte des Mittelmeergebietes erstreckte in dieser Periode wie die unmittelbare römische Herrschaft, so auch die römische Münze sich noch nicht; dafür aber trat hier der rechte und naturgemäße Vermittler des internationalen und überseeischen Handels, das Gold ein. . . ; der Verkehr hatte bereits solche Verhältnisse angenommen, daß er auch ohne Münze mit dem Gold nach dem Gewicht auszukommen vermochte. Von dem Barbestand, der im Jahre 597 (157 v. Chr.) in der römischen Staatskasse lag, war kaum ein Sechstel Gold in Barren (das Legalverhältniß war ein Pfund Gold = 11,91 Silber) und ohne Zweifel fanden sich in allen Klassen der römischen Kapitalisten die edlen Metalle wesentlich in dem gleichen Verhältniß. Bereits damals also nahm das Gold im Großverkehr die erste Stelle ein und überwog, wie hieraus weiter geschlossen werden darf, im allgemeinen Verkehr derjenige mit dem Ausland, namentlich mit dem seit Philipp und Alexander d. Gr. zum Goldcourant übergegangenen Osten.“

* **Von dem gemüthlichsten Zuchthause der Welt** erzählt der „Freie Schweizer“: „Diese Strafanstalt, im Volksmunde Zuderhaus genannt, ist ein altes Bauernhaus und über die darin eingesperrten Diebe, Betrüger und Mörder führt die Oberaufsicht — eine Klosterfrau. Ein Direktor ist allerdings vorhanden, aber nur dem Namen nach, und da der Herr seinen Pflichten so wenig eifrig nachkommt, treibt's der Knecht, d. h. der Polizeiwachtmeister, auch nicht viel besser und geht z. B. zur Sommerzeit Nachts ins Bad Seewen, um dort Tanzstunde zu ertheilen. Ob er die Sträflinge ebenfalls in dieser Kunst unterrichtet, wissen wir nicht, aber jedenfalls bekommt denselben die Haft nicht übel; denn Männlein und Weiblein stehen stets mit einander im Verkehr, und wenn's im Zuchthaus nicht mehr gefällt, findet leicht Gelegenheit, auszuwandern. Vorletzten Mittwoch wurde wirklich ein Sträfling der Staatsverforgung überdrüssig und machte sich aus dem Staube. Das nämliche that zwei Tage später ein gewisser Mächler, der vor etwa 1½ Jahren seine Frau auf die raffinierteste Art erschossen hatte. Dieses zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilte Schesul, anfänglich in einer feinen Zelle verwahrt, begann bald den Reumüthigen zu spielen und hat die Klosterfrau, ihm täglich aus einem Gebauungsbuche vorzulesen. Der Frau Direktorin gefi als frommer Frau dieses Gebahren gar wohl; seine Haft wurde erleichtert und bald durfte er sogar außer dem Hause Arbeiten verrichten. So ging er denn auch letzten Freitag früh nach 6 Uhr zum Brunnen, um Wasser zu holen. Als er etwas lange ausblieb, rief ein Sträfling zum Fenster hinaus: „Du, Mächler, dum uf“, mir hend Durst!“ Mächler aber kam nicht, sondern machte sich auf den Weg gen Seewen, und als er nicht wieder erschien, äußerte ein Zusage des Zuderhauses, der Mörder sei wohl davongelaufen. Jetzt ging dem wachhaltenden Polizeibediener ein Licht auf und er rief: „Was, der Mächler davongelaufen? Auf, ihr Zuchthäuser! Auf ihr Buben, lauft ihn nach, packt ihn fest und bringt ihn wieder hierher!“ Und die Zuchthäuser stürmten hinaus in die frische Morgensluft und liefen nach allen vier Himmelsgegenden. Nach längerem Aufenthalt in Gottes schöner, freier Natur kamen zufälliger Weise alle wieder zurück, und meldeten mit betrübter Stimme: „Wir haben ihn nicht gefunden.“ Am Morgen des andern Tages zogen abermals vier Sträflinge unter Führung des Oberknechts der Anstalt aus, um den Flüchtling zu suchen. Sie fanden ihn ebenfalls nicht; kehrten aber trotzdem, als der Tag um war, in sehr „heiterem Zustande“ nach dem heimischen Herde zurück.“

* **Erinnerungen an Heinrich Heine.** Die Fürstin bella Rocca hat in Florenz bei Barbera eine Schrift über Heine erscheinen lassen. Sie nennt sich selber auf dem Titelblatte eine Nichte des Dichters, und zwar Marie Emdben-Heine, die sie thatsächlich ist, da sie die Tochter der Schwester, Charlotte Heine, ist, welche sich an einen Herrn Emdben verheirathet hatte. Von verschiedenen Details und Pikanerien, welche die Verfasserin erzählt, zieht die „fr. Dr.“ die nachfolgende an: Während eines Aufenthalts in München erhielt der damals noch junge, aber berühmte Dichter eine Einladung zum Kaffee bei einer bairischen Prinzessin. Heine erwiderte dem Boten: „Welden Sie Ihrer königlichen Hoheit meinen verbindlichsten Dank, wollen Sie aber gefälligt hinzufügen, daß ich nur dort meinen Kaffee zu nehmen pflege, wo ich zu Mittag gegessen habe.“ — Bei seinem reichen Onkel Salomon Heine sprach er eines Tages in Hamburg vor, um ihn für eine übersehene Geldsumme zu danken. Der Willkür machte dem Neffen Vorwürfe, daß er so verschwenderisch mit dem Gelde umgehe. Der Neffe antwortete darauf: „Lieber Onkel, das beste Loos, das Dir gefallen, sind nicht Deine Millionen, sondern liegt in dem Umfande, daß Du den gleichen Namen mit mir trägt.“ In das Album des Onkels schrieb Heinrich Heine: „Theurer Onkel, geben Sie mir 100,000 Francs und vergessen Sie für immer Ihren Sie liebenden Neffen.“ — Heine war kein Bewunderer des dramatischen Schriftstellers Eugène Scibe. Der Dichter hatte wegen Athembeklemmungen einen Arzt konsultirt; dieser forderte ihn auf, tief Athem zu holen und vielleicht zu pfeifen. „Das bringe ich nicht zuwege“, meinte Heine, „und gälte es, selbst die Stücke Scibe's auszupfeifen.“

* **Billigt berechnet.** Ein Wiener Banquier, bekannt durch seine Munificenz gegen Künstler und Künstlerinnen, selbstverständlich gegen letztere in größerem Maße, erhielt dieser Tage einen Brief von einem auch am Theatervorstand zehenden Bekannten, der Vater einer großen Familie ist und der sich in einer momentanen Geldverlegenheit befand. Der Brief lautete kurz: „Herr, ich habe zwölf Kinder, Sie haben nur fünf, leihen Sie mir 25 Gulden. Achtungsvollst.“ Der Banquier las den Brief und schrieb als Antwort: „Ich kenne Sie und Ihre Lage und bin gerne bereit, Ihnen zu helfen, Sie irren aber, wenn Sie sagen, ich hätte 5 Kinder, ich habe deren 6. Sie werden daher entschuldigen, wenn ich Ihnen statt der gewünschten 25 fl. für Ihre 12 Kinder nur 23 fl. 50 Kr. sende, indem ich 1 fl. 50 Kr. für mein sechstes Kind in Abzug bringe; ich hoffe, daß Sie einsehen werden, daß ich Ihnen dasselbe ohnehin billigt berechne. Mit Gruß Ihr u. c.“